

# Betrachtungen über den spanischen Bürgerkrieg

Autor(en): **Benalua, Cristobal**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **4 (1936-1937)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759093>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Betrachtungen über den spanischen Bürgerkrieg

Von Cristobal Benalua

**D**ass in einem Lande wie Spanien, dessen geschichtliche Entwicklung sich auf einer durch die Pyrenäen mit Europa zwar verbundenen, doch zugleich von ihm getrennten und von zwei Weltmeeren (dem des Altertums und Mittelalters und dem der mit der Entdeckung Amerikas beginnenden Neuzeit) umspülten Halbinsel vollzogen hat, die Tradition einer ruhmreichen Vergangenheit eine ungewöhnliche Rolle spielen muss, kann kaum überraschen. Doch nicht minder ist es erklärlich, wenn durch die Erstarrung in einer jahrhundertlang beinahe unbeweglichen nationalen und religiösen Ueberlieferung eine an Expansionskraft ständig zunehmende Reaktion ausgelöst wurde, die mit wachsender Ungeduld einen Anteil an den in anderen Ländern unaufhaltsam fortschreitenden politischen und sozialen Reformen verlangte. Diese Spaltung in zwei Spanien, die sich seitdem verständnislos und unbelehrbar gegenüberstehen und immer weiter von einander entfernt haben, ist eingetreten, als in den Jahren der napoleonischen Invasion (1803—13) von den nach der iberischen Halbinsel eindringenden Armeen des ersten Kaiserreichs auch die Ideen der französischen Revolution mitgebracht worden waren. Auf diesen Zeitpunkt muss man zurückgreifen, wenn man nach tiefer liegenden Ursachen sucht, die schliesslich fast mit folgerichtiger Notwendigkeit zu dem im Juli 1936 begonnenen und in seinen Begleiterscheinungen fürchterlichen Bürgerkrieg geführt haben. Denn bei einem Rückblick auf die etwa ein und ein viertel Jahrhundert umspannende Periode kann man sich unschwer davon überzeugen, dass es sich eigentlich nur um die Wiederholung analoger Vorgänge handelt, unter denen Spanien schon im vorigen Jahrhundert zur Genüge zu leiden gehabt hat. Selbst der Freiheitskampf gegen den französischen Eindringling hatte vielfach insofern durchaus den Charakter eines Bürgerkrieges, als er keineswegs ausschliesslich vom Militär geführt, sondern vielmehr von seiten der Zivilbevölkerung tatkräftig und opferwillig unterstützt wurde, während wiederum die bereits im Banne der revolutionären Gedankenwelt stehenden „afrancesados“ sich unbedenklich auf die Seite des nationalen Gegners stellten. Damals begann jener

auch heute noch nicht beendete Zustand, dass in ständigem Wechsel jeweils mit dem herrschenden Regime unzufriedene Spanier Zuflucht in Paris suchten.

Doch in den nach dem Tode Ferdinands VII. († 1833) beginnenden Karlistenkriegen kommt der Bruderzwist, durch den in der Folgezeit das Land beinahe ein halbes Jahrhundert lang beunruhigt und verwüstet wurde, offen zum Ausbruch. Wenn es sich hierbei auch um die dynastische Frage der Thronfolge handelte, so ging der Kampf zugleich um die Entscheidung zwischen Absolutismus und parlamentarischer Konstitution, bis die durch das wenig vorbildliche Privatleben der Königin Isabel II. in ihrem Prestige schwer geschädigte Monarchie dieser Belastungsprobe nicht mehr gewachsen war und 1868 zum ersten Mal zusammenbrach. Der vierte Karlistenkrieg wurde erst 1876 nach der Restauration durch Alfons XII. (1874—85), den Sohn Isabels II. und Vater des 1931 gestürzten Alfons XIII., beendet. Wenn man aber im vorigen Jahr das erneute Aufflackern eines die früheren an Schrecken bei weitem übertreffenden Bürgerkrieges erlebt hat, so könnte man beinahe den Eindruck gewinnen, als sei es nur die Fortsetzung einer Entwicklung, die durch eine Ruhepause von rund 50 Jahren vorübergehend unterbrochen worden war. Denn mit dem wohlgemeinten Versuch, den Thron durch die Diktatur des Generals Primo de Rivera zu retten, tritt 1923 der Kampf zwischen den beiden unvereinbaren Weltanschauungen, durch die Spanien in zwei Hälften zerrissen wird, aufs neue in ein entscheidendes Stadium. Die Erben der karlistischen Ueberlieferung, die sich jetzt als Traditionalisten bezeichnen, denken daher eigentlich nur logisch, wenn sie an eine zwei Menschenalter zurückliegende Episode wieder anknüpfen wollen; sie bringen dies schon äusserlich dadurch zum Ausdruck, dass sie für die von ihnen aufgestellten Freischaren die rote Baskenmütze, die „boina“, wieder eingeführt haben, die schon von den Truppen der drei den Namen „Don Carlos“ führenden Prätendenten getragen wurde.

Ist daher die Spaltung in zwei beim Ausbruch des Bürgerkriegs etwa gleichstarke Gegenparteien die Erklärung für die Hartnäckigkeit, mit der er geführt wird, so muss man sich ebenso von einer merkwürdigen Dreiteilung Rechenschaft ge-

ben, die auf den Verlauf der strategischen Operationen von Anfang an einen bestimmenden Einfluss gehabt hat und sich ohne weiteres aus der mittelalterlichen Entwicklung Spaniens zum nationalen Einheitsstaat ergibt. Wäre überall der Erfolg ein gleich schneller gewesen, wie ihn General Mola im Nordwesten gehabt hat, so hätte die gegen den Marxismus gerichtete nationale Revolution in wenigen Tagen beendet und jedes unnötige Blutvergiessen vermieden werden können; dies aber hatten die für das immerhin kühne Wagnis verantwortlichen Führer wohl auch erwartet. Statt dessen hat es sich gezeigt, dass nur in dieser Gegend das Militär bei der Bevölkerung die vorbehaltlose Unterstützung gefunden hat, deren es überall bedurft hätte. Hier hat man es aber mit den im 800-jährigen Glaubenskampf erstarkten alten christlichen Königreichen zu tun und den nach ihnen benannten Urprovinzen: Aragón, Navarra, Alt-Kastilien und León. Im Osten dagegen, an der Mittelmeerküste, hat sich durch ständige Beziehungen zu Südfrankreich und Italien sehr viel früher ein demokratischer Geist entwickelt, und die Volksfront fand infolgedessen dort, zumal solange an ihre bürgerlich-republikanischen Tendenzen geglaubt werden konnte, einen für sie schon seit Jahrzehnten vorbereiteten Boden. Der von General Goded in Barcelona erlittene Misserfolg ist mithin zum mindesten erklärlich. Zum Verhängnis der Militärs wurde es, dass General Franco, der mit den aus Nordmarokko herüber geworfenen kriegsgeübten Kerntruppen sofort einen entscheidenden Vorstoss gegen Madrid hätte ausführen sollen, im Süden nicht so schnell vorwärts kam, wie für die Durchführung des ursprünglichen Plans erforderlich gewesen wäre. Denn bei der Unzuverlässigkeit des halbfrikanischen Volkscharakters in Andalusien und Extremadura verhielten sich die meisten anfangs abwartend und gewannen erst Vertrauen, nachdem Fortschritte zu erkennen waren. Doch die hierdurch eingetretene Verzögerung liess sich nicht wieder gut machen. Jedenfalls blieb die Landeshauptstadt in Verbindung mit dem Mittelmeer und trotz monatelang um ihren Besitz geführter Kämpfe in der Hand der Roten. Die Truppen des General Mola hatten sich vergeblich beeilt, wenn sie schon im Juli auf dem die kastilianische Hochebene, auf der Madrid liegt, beherrschenden Guadarramagebirge gestanden hätten. Die Zange konnte sich

nicht schliessen, weil auf den Druck von Süden, der hierzu nötig gewesen wäre, viel zu lange gewartet werden musste.

Wenn man sich mit dem Problem des politischen Gärungsprozesses beschäftigt, den Spanien seit länger als 100 Jahren durchmacht und der den giftigen Keim des Bürgerkriegs in sich trägt, so muss man vor allen Dingen die treibenden Kräfte richtig erkennen, die am Werk gewesen sind; sie haben, je nachdem, die Entwicklung aufzuhalten oder zu beschleunigen versucht, oft aber nur gerade das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigt hatten, erreicht. Zu nennen würden hier sein: die Kirche, die Armee, die einen engeren Kontakt mit dem Ausland anstrebenden Intellektuellen und die eine nicht ungerechtfertigte Verbesserung ihrer sozialen Lage fordernden proletarischen Massen. Eine ausgleichende Mittelschicht, die in den meisten Ländern bei inneren Konflikten als beruhigendes Element angesehen werden kann, ist dagegen merkwürdig schwach entwickelt. Weder ein kulturell fortgeschrittenes und mit Ansprüchen auf einen bescheidenen Komfort aufgewachsenes Bürgertum, noch eine selbständige und zu eigenem Wohlstand gelangte bäuerliche Landbevölkerung spielen auch nur annähernd die gleiche Rolle, wie in den meisten anderen mittel- und westeuropäischen Ländern.

Die ungewöhnliche Stellung, die in Spanien die Kirche seit einem halben Jahrtausend eingenommen hat, erklärt sich daraus, dass die nationale Einigung am Ende der die letzten acht Jahrhunderte des Mittelalters ausfüllenden „reconquista“ aus der religiösen hervorgegangen ist. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass der Klerus die in seine Hand gelegte Macht mitunter missbraucht hat und die Zahl im Dienst der Kirche stehender Personen und von ihr abhängiger Einrichtungen eine unverhältnismässig grosse war. Doch bei dem bereits erwähnten Mangel an anderen ordnungserhaltenden Faktoren war dieser dem Wechsel der Zeiten trotzend „rocher de bronze“ beinahe eine Notwendigkeit. Natürlich kann man diese These auch umkehren und behaupten, dass eine normale kulturelle Entwicklung wie bei fortschrittlichen Völkern durch den dominierenden Einfluss der Kirche aufgehalten worden ist. Jedenfalls ist die Haltung der spanischen Geistlichkeit stets eine vorwiegend nationale gewesen. Gerade weil der katholische König in Madrid

seit dem Zeitalter der Reformation der Schutzherr des Stuhles Petri war, war er auch ohne weiteres der Vermittler zwischen dem Vatikan und der vom Staat untrennbaren Landeskirche. Eine ultramontane Politik, der ihre Richtlinien unmittelbar von der römischen Kurie vorgeschrieben wurden, hat es daher in Spanien kaum gegeben. Erst in den letzten Jahren, seit die von der Krone eingenommene Zwischenstellung nicht mehr vorhanden war, hat der päpstliche Nuntius versucht durch die „Katholische Aktion“ (Acción Católica) direkten Einfluss auf die spanische Politik zu gewinnen. Dies war aber der Grund für den Misserfolg, den Gil Robles, trotz der von vielen in ihn gesetzten Erwartungen, mit der christlich-sozial eingestellten Volkspartei (Acción Popular) obwohl sie zeitweise die stärkste Fraktion in den „Cortes“ war, erlitten hat. Andererseits kommt die nationale Gesinnung des Klerus zum Ausdruck durch den aktiven Anteil, den er stets an den Bürgerkriegen genommen hat. Auch jetzt tun wieder zahlreiche Geistliche Dienst mit der Waffe, zumal bei den baskischen Freischaren, den sogenannten „requetés“, und dies entspricht durchaus der durch den Bischof von Pamplona vertretenen Auffassung, der in einem Hirtenbrief den Kampf gegen die Volksfront als Kreuzzug bezeichnet hat. Allerdings ergibt sich aus diesem eigentümlichen Nimbus, den sich die Kirche als zuverlässigste Stütze der gegen fremdländische Infiltrationen jeder Art verteidigten vaterländischen Ueberlieferung bewahrt hat, auch der von Gegnern der bestehenden Ordnung gegen sie entfesselte fanatische Hass und wahrhaft kannibalische Verfolgungswahnsinn. Die spanischen Bürgerkriege haben daher stets im blutigen Flammenzeichen brennender Kirchen und Klöster und mitleidlos niedergemetzelter Priester, Nonnen und Mönche gestanden. Der diesmal nach dem ersten halben Jahr erreichte Rekord bezifferte sich auf 11 ermordete Bischöfe und 16 750 Geistliche.

Die spanischen Söldnertruppen, die „tercios“ genannt wurden, waren zu ihrer Zeit vorbildlich für die in den meisten europäischen Staaten im 18. Jahrhundert gebildeten stehenden Heere geworden. Heute allerdings könnte man der spanischen Armee kaum noch ein ähnliches Lob hinsichtlich des in ihr herrschenden militärischen Geistes und der Disziplin der Mannschaften sowohl, wie des Offizierkorps, erteilen. Die stän-

dige Verwicklung in politische Abenteuer konnte nicht anders, als mit der Zeit zersetzend wirken. Zudem hatten die Generäle die Gewohnheit angenommen, sich des Militärputsches, des „Pronunciamiento“, für ihre persönlichen ehrgeizigen Zwecke zu bedienen, dasselbe Mittel aber wandten sie auch unbedenklich gegen ihnen unbequeme Rivalen in der Armee an, um hierdurch einen gesetzwidrigen Einfluss auf die Staatsgeschäfte zu gewinnen. Noch der Staatsstreich des Generals Primo de Rivera hatte durchaus den Charakter eines Pronunciamiento, und einer der Gründe für den trotz verheissungsvoller Anfänge schliesslich doch unvermeidlichen Schiffbruch waren Missgunst und Eifersucht unter den höchsten militärischen Kommandostellen. Doch es kam auch vor, dass aus politischen Gründen innerhalb der einzelnen Truppenteile ausgesprochene Gegensätze zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften bestanden. Die Armee hatte daher längst aufgehört, ein zuverlässiges Werkzeug in der Hand ihrer Führer zu sein. Nur im nordmarokkanischen Protektorat hatte sich im Verlauf eines annähernd 20-jährigen Feldzugs (1909—28), der anfangs auf Grund der vorstehend gekennzeichneten Mängel mit höchst zweifelhaftem Erfolg geführt wurde, ein Revirement vollzogen, weil die dort verwendeten Truppen wieder vor ihrer Bestimmung entsprechende Aufgaben gestellt wurden und einer Elite tüchtiger Offiziere sich Gelegenheit bot, ihre militärische Befähigung zu erproben. Der Garnisonsdienst auf der Halbinsel dagegen hatte sich zu einer Lebensversorgung für uniformierte Beamte entwickelt, die unbekümmert um Tüchtigkeit und Leistungen den Dienst nur quittieren mussten, wenn eine bestimmte Altersgrenze erreicht war. Die Folge war, dass sich jenseits der Strasse von Gibraltar ein gewisser Prätorianerstolz entwickelte, der sich, seit Spanien Republik ist, immer mehr dem von Madrid ausgeübten Einfluss zu entziehen suchte. Zumal seit in den Februarwahlen von 1936 die Volksfront ans Ruder kam, hatte sich dort drüben eine kaum noch kontrollierbare Autonomie gebildet und das Gewitter, das im darauf folgenden Juli losbrach, vorbereitet. Es ist kein Zufall, dass die Generäle die den Mut der Verantwortung gehabt haben, sich an die Spitze einer, im Gegensatz zu allen früheren Pronunciamientos, durchaus nicht rein militärischen, sondern zum mindesten im dritten Teil des

Landes vom ersten Tage an volkstümlichen Bewegung zu stellen, ohne Ausnahme ihre Sporen in Marokko verdient haben. Doch die einzigen kriegstüchtigen Truppen, die ihnen sofort zur Verfügung standen, waren etwa 20 000 Mann, aus denen die in den letzten Jahren nicht unabsichtlich stark reduzierte Okkupationsarmee in der spanischen Zone an der nordafrikanischen Küste gebildet wurde. Für einen schnellen und überraschend durchgeführten Handstreich wäre dies genügend gewesen; doch der Uferwechsel über die Meerenge stiess auf unvorhergesehene Schwierigkeiten. Dazu waren diese vorzüglich disziplinierten Truppen, ebenso wie ihre Offiziere, wohl an die Aufgaben des Kleinkrieges, der „guerilla“, gewöhnt, nicht aber an das strategische Zusammenspiel von Operationen in grossen Verbänden.

Die Träger des revolutionären Gedankens waren, seit Spanien in Gärung geraten ist, vorwiegend Intellektuelle, die fast ohne Ausnahme aus dem vor 100 Jahren (1835) gegründeten Madrider „Ateneo“ hervorgegangen waren, einem ursprünglich nur für kulturelle Aufgaben bestimmten literarischen Klub. Ihr Ziel war eine stärkere Europäisierung Spaniens, wogegen sich ja nach jahrhundertelanger Rückständigkeit kaum etwas einwenden liess; doch sie hatten vielfach das Verständnis für die individuelle Eigenart des Volkscharakters verloren und wollten unbedenklich auf Zustände, die zum mindesten eine historische Berechtigung hatten, ohne eine vorausgehende Evolution abzuwarten, eine vom Ausland geliehene Schablone anwenden. Wenn sie sich, solange die französische Revolution noch in frischer Erinnerung war, in der Rolle der Enzyklopädisten gefielen, so war dies erklärlich. Dagegen zeugte es von einer erstaunlichen Weltfremdheit, wenn ihnen das richtige Verständnis für inzwischen eingetretene soziale Umwälzungen kaum aufgegangen war; bei vielen konnte man beinah den Eindruck haben, als hätten sie sich um ein Jahrhundert verrechnet. Typisch als Beispiel ist die Gruppe, die sich als die Generation von 1898 zu bezeichnen pflegte. Die zu ihr gehörten, waren junge Leute gewesen, als der letzte Rest des einstigen Kolonialreichs an die Vereinigten Staaten von Nordamerika verloren ging; sie hatten die nationale Demütigung besonders tief empfunden und sich deshalb eine patriotische Wiedergeburt zur Aufgabe gemacht. Dies sind



die eigentlichen Schrittmacher der Revolution geworden, und unter ihnen finden sich so ziemlich alle, die sich seit der Jahrhundertwende einen Namen in der spanischen Literatur gemacht haben. Dass die Monarchie altersschwach geworden war, wer wollte dies leugnen? Die beste Bestätigung hierfür war der geringe Widerstand, den sie 1931 ihrem Zusammenbruch entgegenzusetzen vermochte. Als aber ihre theoretischen Gegner, die immerhin noch vollständig in den bürgerlich-demokratischen Anschauungen des 19. Jahrhunderts befangen waren, nach dem Sturz des Generals Primo de Rivera (Januar 1930) den Augenblick für gekommen hielten, um ihr den Gnadenstoss zu versetzen, zeigte sich nur zu bald, dass die meisten sich überhaupt kein klares Bild gemacht hatten, womit eigentlich die von ihnen mutwillig zertrümmerte Staatsmaschine hätte ersetzt werden sollen, und sie merkten erst, als es zu spät war, dass sie nur dem längst auf die sich bietende Gelegenheit lauern den Marxismus Vorspann geleistet hatten.

Die tiefe Enttäuschung aber, dass jene Republik, die dem Land von intellektuellen Phantasten in Aussicht gestellt worden war, nicht zustande kam, doch auch die Unzufriedenheit der proletarischen Massen, die mit voreilig gegebenen Versprechungen geködert worden waren, löste beinahe wider Erwarten eine Reaktion zu Gunsten der ehemaligen Rechtsparteien aus, die bei den Novemberwahlen von 1933 nochmals die Oberhand gewannen. Zugleich aber war es wohl der untrügliche Beweis für die politische Unfähigkeit der Vertreter des alten Regimes, dass sie die ihnen wie durch ein Wunder geschenkte Frist von mehr als zwei Jahren nicht auszunutzen verstanden haben, um die wiedergewonnene Stellung aufs neue zu befestigen. Diese nicht geringere Enttäuschung aber war der Grund für den Sieg der Volksfront im Februar 1936.

Beim spanischen Proletariat, als leicht zu revoltierendem Element, kommen sehr viel weniger, als in anderen europäischen Ländern, die industriellen Arbeiter in Betracht. Die Industrie ist im allgemeinen nur schwach entwickelt, und als Ausnahmen könnten höchstens die Gegenden von Barcelona und Bilbao angeführt werden. Etwas anderes sind allerdings die Bergarbeiter, die verhältnismässig zahlreich sind; vor allen Dingen muss hier an die des asturischen Kohlengebietes gedacht werden, die

schon beim Aufstand von 1934 militärisch organisiert waren und zu Beginn des Bürgerkrieges für den zuverlässigsten Stosstrupp der roten Milizen gehalten wurden. Die grosse urteilslose und kulturell rückständige Masse aber, deren sich die auf den sozialen Umsturz systematisch hinarbeitende Agitation als eines ungewöhnlich brauchbaren Werkzeugs bedienen konnte, war die völlig besitzlose ländliche Bevölkerung. Sie lebt hauptsächlich im Süden der Halbinsel (Andalusien, Extremadura), der fast völlig in den Händen der Grossgrundbesitzer war. Man sagt daher kaum zu viel, wenn man das ungelöste Problem einer vernünftigen Agrarreform und die aus diesem Grunde vielfach auf dem Lande herrschenden ungesunden Zustände als die eigentliche Wurzel des namenlosen Unheils bezeichnet, das nunmehr über das beklagenswerte Spanien hereingebrochen ist. Jedenfalls war es das Zeichen einer verhängnisvollen Kurzsichtigkeit, wenn die noch bis vor kurzem unermesslich reichen Latifundienbesitzer, die doch aus analogen Vorgängen in anderen Ländern hätten eine Lehre ziehen können, nicht selbst eingesehen hatten, dass unbedingt etwas geschehen musste. Vielmehr genügte es, als Primo de Rivera dieser Frage näher treten wollte, dass von Stund an die agrarischen Grandseigneure gegen Diktatur und Thron fronierten. Auch das Intermezzo von 1933—35, auf das weiter oben schon hingewiesen wurde, benutzten sie nur, um alle im Anfangsstadium der Republik vorgenommenen Enteignungen wieder rückgängig zu machen. Freilich handelt es sich um eine Reform, die nicht schematisch vom grünen Tisch aus durchgeführt werden kann. Deshalb ist wohl beinah zu befürchten, dass bei der im Frühling vorigen Jahres durch die Volksfront übereilt vorgenommenen Aufteilung von Landgütern mehr Gesichtspunkte der Politik, als praktischer Zweckmässigkeit berücksichtigt worden sind. Nicht wenige sind mit Grundbesitz bedacht worden, bei denen nicht einmal die nötigsten Voraussetzungen für die Bewirtschaftung vorhanden sind. Es ist daher fraglich, ob eine Parzellierung ohne sorgfältigste Vorbereitung für die Feldbestellung überhaupt ein Vorteil sein würde. Doch eine Gesundung des Bauernstandes würde ja auch den zurzeit im roten Spanien tonangebenden Tendenzen nicht einmal willkommen sein.

Der Sozialismus ist mit der spanischen Mentalität nicht leicht in Einklang zu bringen. Die Partei war daher auch bis zur Pro-

klamation der Republik nicht sehr stark, aber ausgezeichnet diszipliniert und wollte vorwiegend den vitalen Interessen der Arbeiter dienen. Sie beteiligte sich daher nur schwach an der Politik; ihre wichtigste Position war das Madrider Volkshaus, und sie wäre auch zur Zusammenarbeit mit einer stärker demokratisierten Monarchie bereit gewesen. Der jetzige Parteichef und Ministerpräsident Largo Caballero war Mitglied eines unter der Diktatur gebildeten konsultativen Staatsrats. Der Machtzuwachs, den die Republik den Sozialisten brachte, an deren ersten Kabinettsbildungen sie beteiligt waren, hatte ein schnelles Anwachsen der Partei zur Folge. Allerdings spaltete sie sich ziemlich bald in drei divergierende Richtungen: einen gemässigt-evolutionistischen Flügel (Besteiro), der mit der Zeit vollkommen unter die Räder kam; eine zu Zugeständnissen jeder Art bereit opportunistische Mitte (Indalecio Prieto) und endlich die extremste Linke (Largo Caballero), die völlig in kommunistisches Fahrwasser geriet, doch unbedingt die Oberhand gewann. Vom Kommunismus kann man erst recht, wie vom Sozialismus, sagen, dass er den meisten Spaniern nicht liegt. Die revolutionäre Doktrin dagegen, die dem spanischen Charakter am besten entspricht, ist jedenfalls der Anarchismus; ja man könnte beinahe behaupten, dass in jedem Spanier etwas von einem Anarchisten stecke. Da aber der Syndikalismus leichter mit Anarchismus in Einklang zu bringen ist, als der Sozialismus, erklärt es sich, dass die syndikalistische „CNT“ (Confederación Nacional del Trabajo) in Barcelona zeitweise einen wesentlichen Vorsprung vor der sozialistischen „UGT“ (Unión General de Trabajadores) in Madrid hatte. Später wurde diesem grundsätzlichen Unterschied noch deutlicher Ausdruck gegeben, indem die Bezeichnung Anarcho-Syndikalismus, bevorzugt wurde. Daneben gibt es noch die „FAI“ (Federación Anarquista Ibérica), die aus erklärten Anarchisten besteht und ihren Einfluss auch auf das benachbarte Portugal ausdehnen will. Es ist daher ein bezeichnendes Symptom, wenn vielfach spanische Anarchisten sich dem vom Kommunismus auf sie ausgeübten Druck, zumal wenn es sich um Ausländer handelt, nicht mehr unterwerfen wollen. Was aber insbesondere das zahlenmässig bei weitem überwiegende ländliche Proletariat betrifft, so bekennt es sich vorwiegend zum Anarchismus oder ihm nahestehenden Doktrinen. Man begegnet

gelegentlich auch der Bezeichnung „Comunismo libertario“ (freiheitlicher Kommunismus); doch auch dies ist beinahe gleichbedeutend mit Anarchismus und hat zum mindesten kaum noch etwas mit moskowitzischem Bolschewismus gemein.

Ob freilich die Probleme, aus denen der Bürgerkrieg geboren worden ist, durch ihn eine Lösung finden können, ist höchst fraglich. Im Gegenteil ist wohl beinahe zu befürchten, dass, je länger der Kampf wütet, bei der Ansammlung von Hass und Rachsucht auf beiden Seiten, schon zur Genüge vorhandene Gegensätze sich nur noch vertiefen werden. Andererseits blieb kaum noch ein anderes Mittel, um der Gewaltherrschaft des Kommunismus, der in wenig Monaten alle Widerstände innerhalb der Volksfront rücksichtslos an die Wand gedrückt hatte, Einhalt zu gebieten, als das Schwert. Gerade deshalb aber ist es nicht unwahrscheinlich, dass unter den kleinbürgerlichen Elementen, die Vertrauen zu der mit den Marxisten verbündeten „Republikanischen Linken“ gehabt und gemeint hatten, sie würde ihren Partnern doch wenigstens das Gleichgewicht halten können, viele, wenn sie jetzt nochmals abstimmen sollten, es sich anders überlegen würden. Denn die Gegenden, die sich ohne zu zögern sofort der nationalen Bewegung angeschlossen haben, (also wie gesagt zumal der Nordwesten) sind vollkommen von den Schrecken des Bürgerkriegs verschont geblieben; während dort, wo die Volksfront sich behauptet hat, auch wenn es sich um Teile des eigentlichen Kampfgebietes handelt, die Bevölkerung schutzlos dem roten Terror ausgesetzt gewesen ist. Vor allen Dingen aber waren auch solche, die der gemässigten Linken angehören, kaum weniger gefährdet, als Aristokraten, Klerikale oder wohlhabende Bürger.

Ob eine schnellere Beendigung des Kampfes, wie manche meinen, ohne Einmischung des Auslands zu erwarten gewesen wäre, lässt sich schwer beurteilen. Ein Masstab hierfür ist in Spanien noch weniger, als in anderen Ländern, vorhanden. Denn die kriegerischen Qualitäten des Spaniers, an dessen Tapferkeit und Todesverachtung nicht zu zweifeln ist, bewähren sich mehr in der Hartnäckigkeit des Widerstandes, als in der Entschlossenheit des Angriffs. Deshalb ist eine Prognose der voraussichtlichen Dauer einer bewaffneten Auseinandersetzung doppelt schwierig. Der erste Karlistenkrieg hat sieben Jahre gedauert, der vierte

vier und der Feldzug im Rif zwanzig. Die Araber haben die iberische Halbinsel bis über die Pyrenäen hinaus in 20 Jahren überschwemmt (Schlacht von Jerez de la Frontera 711, die von Poitiers 732); zur Rückeroberung wurden acht Jahrhunderte gebraucht. Ebenso ist schwer zu sagen, welcher der beiden Gegner, vorausgesetzt dass sie sich vollkommen selbst überlassen würden, der stärkere wäre. Immerhin lässt sich nicht leugnen, dass bis jetzt, trotz mancher nicht ohne weiteres verständlicher Rückschläge, sich das strategische, aber auch das moralische Uebergewicht auf der Seite der Truppen und Freischaren des Generals Franco befindet. Dass bei den Erfahrungen, die in Spanien im Verlauf der letzten hundert Jahre mit der Militärdiktatur gemacht worden sind, viel Misstrauen gegen dieses Gewaltmittel vorliegt, ist begreiflich. Doch auch der überzeugteste Gegner jeder Intervention von Generälen in der Politik wird zugeben müssen, dass von allen Möglichkeiten, die zurzeit für Spanien in Betracht kommen, eine Genesung unter einer straffen militärischen Organisation immer noch das bei weitem geringste Uebel sein würde. Ein Blick auf Portugal genügt, um sich zu überzeugen, dass auch dieses Experiment, wenn es gelingt, alle Interessen persönlichen Ehrgeizes hinter denen der grossen vaterländischen Aufgabe zurückzudrängen, dem nationalen Besten dienen kann. Denn die Reorganisation, die dort durch einen Militärputsch herbeigeführt worden ist, hat schon länger als 10 Jahre sich behauptet, und die Zahl derer, die eine Rückkehr der Zustände vor dem 28. Mai 1926 begrüssen würden, ist jedenfalls, mit Ausnahme der damals erbarmungslos fortgeführten pseudo-demokratischen Berufspolitiker, nur gering. Allerdings war es ein Umsturz, der nicht einen Tropfen Blut gekostet hat, und die Persönlichkeit, die in Spanien die Rolle des bewunderungswürdigen Staatsmannes Oliveira Salazar übernehmen könnte, der ein schlichter Professor an der Universität Coimbra war und auch, seit er Ministerpräsident ist, niemals geräuschvoll in den Vordergrund tritt, hat sich noch nicht gezeigt.

Dass General Franco sich von ehrgeizigen Absichten hat leiten lassen, als er die schwierige Aufgabe, die ihm zugefallen ist, übernahm, ist nicht vorauszusetzen. Es würde dies auch seiner militärischen Vergangenheit nicht entsprechen. Er ist ein Offizier, der sehr rasch Karriere gemacht hat; mit 34 Jahren war

er Brigadegeneral. Aber er war immer nur Soldat und hat sich, im Gegensatz zu seinem Bruder, dem bekannten Flieger Ramón Franco, niemals mit Politik abgegeben. In der für das Ehr- und Pflichtgefühl jedes Offiziers schwierigen Uebergangszeit zur Republik war sein Verhalten vorbildlich loyal. Seine Glanzzeit war als Führer und Organisator der kurz zuvor (1920) durch General (damals Oberstleutnant) Millan Astray gegründeten Fremdenlegion in den Jahren, als unter dem Oberbefehl Generals Sanjurjo als „Alto Comisario“ der Regierung in Tetuan, die militärische Durchdringung des Rifgebiets ehrenvoll für die spanischen Waffen beendet wurde. Es ist daher kaum daran zu zweifeln, dass Franco, da nach dem ursprünglichen Plan Sanjurjo sich an die Spitze der militärischen Erhebung stellen sollte, diesem bewährten alten Haudegen, der von allen, die unter ihm gedient haben, verehrt und bewundert wurde, ohne Eifersucht Ehre und Verantwortung überlassen hätte. Da aber der für den Oberbefehl bestimmte General bei einem noch nicht hinreichend aufgeklärten Unglück mit dem Flugzeug beim Start in Lissabon, wo er in freiwilliger Verbannung lebte, ums Leben kam, hielt es der damalige Führer der Südarmee für seine Pflicht, die ihm durch das Vertrauen seiner ihm bis dahin gleichgeordneten Kameraden übertragene höchste Gewalt anzunehmen.

Es ist noch zu früh, um Francisco Franco Bahamonde in seiner doppelten Eigenschaft als Generalissimus und Diktator zu beurteilen.

Georges Rotvand sagt in einer kürzlich veröffentlichten Broschüre: „L’Espagne passe pour être un pays ingouvernable“. Avec un sourire optimiste, Franco répond: „On verra“. Et il faut bien dire que, si l’Espagne est une „cavale indomptable“, Franco a toutes les apparences d’un bon cavalier“. Ob dieses Urteil zutrifft, scheint nach den jüngsten Ereignissen nicht mehr so sicher. Franco ist ein Soldat, der in seiner Laufbahn vom Glück begünstigt worden ist, und seine Stärke besteht darin, dass er an seinen Stern glaubt. Ob dieser im Steigen oder Sinken ist, wird die Zukunft zeigen.